

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-00086-7

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Jenny Glanfield

Hotel Quadriga

Die Geschichte einer
Berliner Familiendynastie

Aus dem Englischen von Wolfgang Rhiel

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Neuausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch

Verlag, Hamburg, Dezember 2019

Copyright © 2019 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Copyright © 2007 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Copyright © 1988 by Jenny Glanfield

Einzig berechnigte Übersetzung aus

dem Englischen von Wolfgang Rhiel

Titel des Originals: »The Hotel Quadriga«

Covergestaltung Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich

Coverabbildung Ildiko Neer/Arcangel; akq-images

Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978-3-499-00086-7

«Hotel Quadriga» ist ein historischer Roman. Das Hotel Quadriga hat es außer in meiner Vorstellung nie gegeben, doch schulde ich dem Hotel Adlon Dank, da es als Idee hinter dieser Schöpfung stand. Ebenso sind die Jochums, Kraus, von Biederstedts und andere wichtige Familien und Personen in diesem Roman erfunden. Notwendigerweise werden jedoch in einer Geschichte, die in einem historischen Rahmen spielt, existierende Personen erwähnt und zitiert. Ich habe mich indessen sehr darum bemüht, dass diese Hinweise richtig sind, und der informierte Leser wird zwischen den tatsächlichen und den fiktiven Personen unterscheiden können.

1871 - 1894

1

Im Triumphzug ritten und marschierten sie durch das Brandenburger Tor an jenem glorreichen Morgen des Juni 1871, die Reihen der Soldaten in Galauniform, Kavallerie-, Infanterie- und Artillerieregimenter. Ihre Helme glänzten, die Helmbüsche wippten, die Lanzen funkelten, und die Kürasse blitzten. Im Paradeschritt stachen polierte schwarze Stiefel über die gepflasterte Straße. Die Hufe der prächtig geschmückten Pferde klapperten auf dem Stein. Trommeln wirbelten, Trompeten schmetterten, und lodernde Fackeln wurden in der Luft geschwenkt. Sie leiteten eine neue geschichtliche Ära ein. Sie verkündeten die Geburt eines neuen Reiches – der deutschen Nation.

Karl Jochum war in diesem Sommer dreizehn. Mit seinen Eltern und seiner Schwester stand er inmitten Tausender anderer Berliner Unter den Linden und schrie sich heiser vor Begeisterung, als sie die siegreichen deutschen Truppen begrüßten. Endlos marschierten sie, diese prachtvollen Soldaten, die den Krieg gegen Frankreich gewonnen hatten, als Preußen ausgezogen waren und jetzt als Deutsche zurückkehrten.

Irgendwann war die Parade zu Ende, und die jubelnden Menschenmassen zerstreuten sich allmählich, doch Karl stand wie angewurzelt und blickte zum Brandenburger Tor mit der Quadriga hinauf – dem von vier stolzen Pferden gezogenen Triumphwagen, von der Siegesgöttin Viktoria gelenkt. Die von Johann Gottfried Schadow geschaffene Quadriga war ursprünglich zur Erinnerung an den Frieden zwischen Frankreich und Preußen 1795 entstanden. Doch nur elf Jahre später hatte Napoleon Berlin eingenommen und die Quadriga nach Paris geholt. Ein schmachvolles Ereignis, das sich, so schworen die Berliner, nie mehr wiederholen sollte. 1814 schlugen die Preußen Napoleon entscheidend und forderten die Quadriga zurück, der sie ein Eisern-

nes Kreuz und einen preußischen Adler hinzufügten, bevor sie wieder aufgestellt wurde.

Ein Mann, der neben Karl stand, folgte seinem Blick. «Ab jetzt», prophezeite er, «wird dieses Tor nicht mehr Preußen symbolisieren, sondern Deutschland.»

Das alles war das Werk des Kanzlers Bismarck. Die ersten dreizehn Jahre im Leben Karls hatte es kein Deutschland gegeben, sondern nur ein Bündnis von etwa 350 souveränen Staaten, das vom militärisch überlegenen Preußen beherrscht wurde. Jetzt hatte Bismarck sie vereint, sodass das neue Reich von Ostpreußen bis an die Grenzen Dänemarks und Hollands ging, die französischen Provinzen Elsass und Lothringen umfasste und im Süden bis einschließlich Bayern reichte. In einer spektakulären Feier im Spiegelsaal von Versailles war der König von Preußen zum deutschen Kaiser ausgerufen worden.

Widerstrebend wandte sich Karl vom Brandenburger Tor ab und folgte seiner Familie, die im Sog der Truppen langsam Unter den Linden hinabschlenderte. Noch immer hatte Karl die prächtigen Uniformen vor Augen, vor allem das scharlachrot verzierte Weiß der Ersten Brandenburgischen Garde. Er drehte sich zu seinem Vater um. «Papa, wenn ich groß bin, werde ich Gardeoffizier.»

Siegfried Jochum legte den Arm um die Schultern seines Sohnes. «Tut mir leid, mein Sohn, aber das wird nicht gehen. Um Gardeoffizier werden zu können, musst du dem Adel angehören, und die Familie muss eine lange militärische Tradition haben. Ich bin erst kurz vor deiner Geburt aus Wien hierhergekommen, und selbst wenn du auf die Militärakademie gehen dürftest, könnte ich dir doch nicht den finanziellen Zuschuss geben, den du bräuchtest. Die Gardeoffiziere sind die Elite des Landes und werden vom Kaiser persönlich ausgewählt. Du wirst deinen Militärdienst ableisten müssen, aber als gewöhnlicher Soldat, so wie ich.»

Karl nickte, denn die Antwort seines Vaters überraschte ihn eigentlich nicht. Er war einfacher Herkunft.

Sie schlenderten weiter zum Schlossplatz, wo sie ihren kleinen Laden hatten, aber als sie am Café Kranzler vorbeikamen, blieb Karl einen Augenblick stehen und blickte hinüber. «Wenn ich nicht Offizier werden kann, will ich dem Kaiser auf andere Art dienen. Papa, wir machen unsere Zuckerbäckerei zur größten und besten Konditorei in ganz Berlin. Und dann - eröffnen wir ein Café.»

«Und wer soll es führen?», fragte seine Mutter spöttisch.

«Ich», erwiderte Karl ganz ernst.

Seit seinem achten Lebensjahr war Karl morgens um vier aufgestanden, um seinem Vater beim Backen des dunkelbraunen Roggenbrots, des Gebäcks und der Kuchen zu helfen, die Sigi Jochums Ruf in Wien begründet und in Berlin gefestigt hatten. Inzwischen machte er auch federleichte Backwaren, Marzipan und Konfekt.

«Du wirst bestimmt einmal ein guter Konditor, mein Junge», sagte Sigi Jochum, «aber ein Café führen - ich weiß nicht.»

Karl erwiderte im Augenblick nichts. Er hatte so viele Pläne, so viele Träume, die er verwirklichen wollte.

Schließlich kamen sie über die Spreebrücke und standen vor dem Schloss. Es war ein düsterer, unnahbarer Bau, wo der Kaiser selten weilte, denn er zog die Schlösser draußen in Charlottenburg und Potsdam vor, aber dennoch verkörperte es den Wunschtraum Karls.

«Ich werde in der Garde dienen», sagte er entschlossen.

«Und eines Tages werde ich ein Café eröffnen, in das der Kaiser zum Essen kommt.»

«Der Kaiser isst in keinem Restaurant, mein Junge», erklärte Sigi. «Er isst immer nur im Schloss. Er mischt sich nicht unter das einfache Volk.»

Als Karl mit achtzehn einberufen wurde, war er ein ebenso guter Konditor wie sein Vater, hatte aber nichts von seinem Ehrgeiz verloren, mehr aus seinem Leben zu machen, als nur eine kleine, gemietete Zuckerbäckerei am Schlossplatz zu betreiben.

Karl war größer als Sigi, grobknochig und muskulös. Der ausgeglichene junge Mann mit dem schüchternen Lächeln zog inzwischen die ersten bewundernden Blicke junger Mädchen auf sich, doch seine unbeholfenen Annäherungsversuche riefen meistens nur spöttische Erwidern hervor, die ihn kopfscheu und sprachlos machten.

Zu seiner unbeschreiblichen Freude wurde er der Ersten Brandenburgischen Garde in Karlshorst zugeteilt, wo er nach seiner Einweisung der Bursche von Oberleutnant Ewald Graf von Biederstedt wurde. Als Karl den Offizier sah, wurde ihm klar, was sein Vater mit militärischer Elite gemeint hatte, denn der Graf war der bei weitem eleganteste und vornehmste Herr, dem er je begegnet war.

Graf Ewald war dunkelhaarig, hatte runde, glänzende Augen und einen akkurat gezwirbelten Schnurrbart über einem feinen, fast weiblichen Mund. In seiner Offiziersunterkunft beschrieb er knapp die Pflichten eines Offiziersburschen: «Ich erwarte, dass meine Uniformen jederzeit sauber und gebügelt sind und meine Stiefel so blank, dass ich mich darin spiegeln kann. Hast du das verstanden, Jochum?»

Karl salutierte. «Jawohl, Herr Oberleutnant!»

Graf Ewald grinste plötzlich. «Ach zum Teufel, Jochum, du wirst deine Pflichten schnell genug lernen. Jetzt wollen wir Elvira besuchen - sie ist das Einzige, was wirklich zählt.» Er führte Karl aus dem Zimmer, die Treppe hinunter und über den Exerzierplatz zu einem riesigen Stallkomplex. «Verstehst du etwas von Pferden?»

Karl schüttelte den Kopf. «Leider nicht, Herr Oberleutnant.»

Graf Ewald blickte ihn entgeistert an und seufzte dann:
«Glaubst du, du kannst es lernen?»

«Ja, Herr Oberleutnant. Wenn Herr Oberleutnant mir Zeit geben, kann ich, glaube ich, alles lernen.»

«Hm.» Der Graf machte bei einer Box halt, in der eine schwarze Stute mit einer weißen Blesse stand. Sie wieherte, als sie ihn erblickte, und senkte den Kopf, um sich tätscheln zu lassen. Karl sah aufmerksam zu, wie der Offizier das Tier streichelte. Um zu zeigen, dass er keine Angst hatte, hob auch er schließlich die Hand und fuhr über das samtene Fell. Elvira blickte ihn unerschrocken an, dann schnaubte sie zustimmend. Karl spürte, dass er den ersten Test bestanden hatte.

Graf Ewald lächelte Karl zu. «Was bist du im Zivilleben, Jochum?»

«Zuckerbäcker, Herr Oberleutnant. Mein Vater hat eine Konditorei am Schlossplatz.» Er merkte, dass der Graf seine schlanken Finger mit den manikürten Nägeln mit Karls kräftigen, ziemlich plumpen Händen verglich. «Ich mache wirklich sehr gute Süßwaren», fügte er zögernd hinzu.

«Ein Konditor, so so. Vielleicht erweist sich das irgendwann einmal als nützlich.»

Karl erkannte sehr schnell, dass Ewald Graf von Biederstedt einen Erfahrungsschatz besaß, den zu erwerben ihn ein ganzes Leben beschäftigen würde. Der Graf sprach gern und hatte in seinem neuen Burschen einen dankbaren Zuhörer. Schleppend erzählte er, dass er 1856 geboren worden war, was ihn zwei Jahre älter als Karl machte, und das älteste von sechs Kindern war. «Der Kaiser ist natürlich mein Pate», bemerkte er beiläufig.

Karl bemühte sich, sein ehrfurchtsvolles Staunen zu verbergen, und konnte es noch immer nicht fassen, dass jemand so Gottähnliches wie Graf Ewald so vertraulich mit ihm sprach. «Wo leben die Familie von Herrn Oberleutnant?»

«Fürstenmark, Karl.» Ewald nannte ihn, wenn sie allein waren, beim Vornamen. «Das liegt in Pommern. Bist du schon einmal in Pommern gewesen, Karl?»

«Nein, Herr Oberleutnant. Aber es ist bestimmt ein schönes Land.»

«Es ist gut zum Jagen und Reiten, aber das ist auch schon alles, was ich dafür sagen kann. Schloss Fürstenmark selbst ist ein feuchtes, dunkles Loch aus dem 13. Jahrhundert, und im Umkreis von dreißig Kilometern leben nur Bauern.»

«Haben die Familie von Herrn Oberleutnant schon immer dort gelebt?»

«Seit es erbaut wurde», seufzte Graf Ewald. «Und bestimmt lebt sie auch noch im 26. Jahrhundert dort. Um ehrlich zu sein, Karl, für mich ist es der langweiligste Ort der Welt. Meine Heimat ist die Armee, und das soll sie immer sein.»

Karl bemühte sich, in allem Graf Ewald nachzuahmen. Offen imitierte er die manierierte Art und Sprache des Oberleutnants, denn ihm war klar, wenn er in seinem Café die Creme der Berliner Gesellschaft bewirten wollte, musste er lernen, sich wie ein Herr zu benehmen. Seine unbeholfenen Versuche entgingen dem Grafen nicht, der sich keine Mühe gab, seine Belustigung zu verbergen. «Zum Teufel, Jochum», schnarrte er und schlug mit dem Offiziersstöckchen gegen den gewichsten schwarzen Stiefel. «Es hat Generationen gedauert, Männer wie mich hervorzubringen. Ein Bauer kann nicht erwarten, über Nacht ein Herr zu werden.»

Karl war keineswegs beleidigt. «Ich sehe keinen Grund, warum ich nicht versuchen sollte, mehr aus mir zu machen, Herr Oberleutnant.»

Der Graf betrachtete ihn kritisch. «Du gefällst mir, Karl. Mal sehen, vielleicht können wir doch einen richtigen Herrn aus dir machen.»

Unter der Aufsicht des Grafen machte Karl große Fortschritte. Schon bald wusste er, wie er sich in Anwesenheit adliger Damen benehmen musste, konnte ihnen beim Ein- und Aussteigen aus der Kutsche helfen, kannte die Geschenke, die sie bevorzugten, und die Komplimente, die angemessen waren. Er lernte die Namen der guten Restaurants der Stadt und die besten Wein- und Champagnerjahrgänge. Er wusste über alle Skandale bei Hof Bescheid und alles, was man vom Kaiser wissen musste.

Karl erkannte bald, dass der Oberleutnant das Leben beim Militär weniger wegen des möglichen Ruhms auf dem Schlachtfeld schätzte als wegen der Siege, die anderswo zu erringen waren: auf der Rennbahn, beim Duell und im Boudoir einer Dame. Als er einmal einen wichtigen Brief für den Grafen überbringen musste und sah, dass er nicht an General von Hofer adressiert war, sondern an dessen Nichte, kam Karl erstmals der Gedanke, den Flirt des Offiziers zu seinem eigenen Vorteil zu nutzen. Beim nächsten Mal bat er um Abendausgang und die Erlaubnis, einem Brief des Grafen eine Kleinigkeit beizulegen, die ihn vielleicht unwiderstehlich machen würde.

Zu Hause fabrizierte er ein paar herzförmige, schokoladenüberzogene Kirschen und packte sie ein. «Karl, du bist ein Genie», erklärte der Graf am nächsten Tag. «So was habe ich noch nie erlebt! Ich habe ihr die Pralinen gegeben, und sie war schon ausgezogen, noch bevor ich richtig im Zimmer war!» Und er gab Karl ein reichbemessenes Trinkgeld.

Das war der Beginn eines sehr einträglichen kleinen Handels. Karl verwendete das Geld zum Kauf weiterer Zutaten und nutzte den Ausgang, den er jetzt ohne Schwierigkeiten bekam, um in der Küche seines Vaters Pralinen nicht nur für den Grafen herzustellen, sondern auch für andere Offiziere.

Binnen einem Jahr verlief Karls Leben in geregelten, wenn auch geschäftigen Bahnen. Wenn er nicht dem Grafen diente oder Süßigkeiten herstellte, nahm er sich einiger anderer stark vernachlässigter Gebiete seiner Bildung an. Zur spöttischen Belustigung der anderen Männer in seiner Unterkunft gab er seinen mageren Sold für den Kauf von Büchern aus und lernte eifrig Französisch, Englisch und Buchhaltung.

Obwohl der Graf Karls Eifer inzwischen widerstrebend anerkannte, konnte er doch nicht den Versuchen widerstehen, ihn von seinen Studien abzuhalten. Sein beliebtester Schachzug bestand darin, ihm Theaterkarten und die Gesellschaft attraktiver junger Damen anzubieten, die offenbar meistens Anna hießen – die Zofen seiner zahlreichen Geliebten. Doch Karl lehnte die vielen Versuchungen stets ab, denn Frauen waren ein Luxus, den er sich einfach nicht leisten konnte. Selbst wenn die Karten nichts kosteten, erwarteten die Mädchen doch, nach dem Theater zum Essen eingeladen zu werden.

«So jemand wie du ist mir noch nicht untergekommen», sagte der Graf einmal beleidigt, nachdem Karl Karten für «Romeo und Julia» und einen Abend mit einem hübschen Schatz zugunsten der Buchhaltung ausgeschlagen hatte. «Wenn von den Mädchen eins an *mein* Bett käme, würde ich sie nicht wegschicken, das weiß ich.»

Karl schloss scharfsinnig, dass der Graf sich offenbar häufig die Zofen ins Bett holte, nachdem er ihre Herrinnen zufriedengestellt hatte. Er und sein Herr hatten offensichtlich unterschiedliche Ambitionen.

Graf Ewald hegte allerdings keinen Groll. «Ich habe die Karten Unteroffizier Kraus geschenkt», erzählte er am nächsten Tag grinsend. «Er war entzückt, mir einen Gefallen zu tun. Der arme Kraus ist zwar Erbe eines riesigen Vermögens, aber nichts auf der Welt hätte er lieber als einen Titel. Wahrscheinlich läuft er jetzt herum und erzählt, dass

er und ich Busenfreunde sind. Nun, wenn ihn das glücklich macht und die Zofe der Gräfin Bensheim für den Abend aus dem Weg schafft, macht das wohl nichts.»

An dem Abend, als Karl dem Oberleutnant eine schön verpackte Schachtel Pralinen überreichte, bevor er zur Gräfin Bensheim ritt, klopfte der ihm auf die Schulter. «Morgen machst du am besten ein paar mehr, Karl. Der Wirkung nach zu urteilen, die sie auf die Gräfin haben, ebnen sie mir vielleicht den Weg zum Herzen der Prinzessin Ida Czevill.»

Am nächsten Tag stand Karl in der Küche hinter dem Familiengeschäft am Schlossplatz. Auf leicht eingefettetem Papier lagen in Reihen feingeformte Marzipanrosen mit Taupfropfen auf den eingerollten Blütenblättern, parfümierte Veilchen, Schneeglöckchen mit einer Zuckerkruste und mit Schokolade überzogene kandierte Früchte. Er nickte zufrieden.

«Du bist ein Künstler, mein Junge», sagte Sigi Jochum. «In all den Jahren, in denen ich Süßigkeiten herstelle, habe ich nie etwas so Schönes gemacht. Du vertust deine Zeit in der Armee, das ist sicher.»

«Nein, Papa, es ist keine vertane Zeit. Ich habe viel gelernt – und ich verdiene etwas.»

«Ach, Geld, das ist nicht das Wichtigste auf der Welt. Du bist jung, Karli, du solltest das Leben genießen.»

«Ich werde es später genießen, wenn ich genug Geld habe, mir die Dinge zu kaufen, die ich haben möchte.» Karl ging durch den kleinen Raum zu einem Berg Schachteln, die auf der Anrichte standen. Er breitete die Schachteln auf dem Tisch aus und hob mit einer Zange behutsam die zarten Leckereien hinein.

Die Arme tief in einem Bottich mit heißem Wasser, scheuerte Klara, Karls Mutter, die klebrigen Tiegel und Pfannen, die Karl gebraucht hatte. Sie war klein, hatte brei-

te Hüften, graue, im Nacken zu einem Knoten gesteckte Haare und trug einen weiten, schwarzen Rock. «Dein Vater hat recht, es ist nicht richtig, dass du in deiner freien Zeit immer arbeitest. Du solltest dir eine Freundin suchen, Karli, und mit ihr Unter den Linden oder im Tiergarten spazieren gehen.»

«Die Zofe einer vornehmen Dame vielleicht, aus einem der feinen Häuser, in die du deine Süßigkeiten lieferst», meinte seine Schwester Grete und blickte von dem Knopf auf, den sie gerade an Karls Uniformrock nähte. «Du bist schließlich ein recht hübscher Junge, jetzt, wo dein Schnurrbart wächst.»

Karl spürte, wie ihm das Blut ins Gesicht schoss. «Beeil dich. Ich muss um sieben wieder in der Kaserne sein, und wir müssen die Süßigkeiten noch einpacken.»

«Fünzig Schachteln», zählte Sigi Jochum. Jede trug in dezenten, gotischen Buchstaben den Schriftzug *Karl Jochum*.

«Die sind alle für den Oberleutnant», erklärte Karl ihnen mit leuchtenden Augen. «Er schenkt sie der Prinzessin Czerevill.»

«Der Prinzessin Czerevill ...», murmelte Sigi bewundernd, und Klara blickte stolz auf ihren Sohn.

Nur Grete war nicht beeindruckt. «Was ist so Besonderes an der Prinzessin? Nur ihr Titel unterscheidet sie von uns und macht sie bestimmt nicht besser. Ganz Berlin weiß, dass sie nicht viel mehr als eine Hure ist.»

«Grete!» Sigis Stimme schallte durch die Küche. «Du sprichst mir nicht so!»

Karl runzelte die Stirn und fragte sich nicht zum ersten Mal, wieso er und sie so verschieden waren. Grete lebte in einer Traumwelt, in der alle Menschen gleich waren. Sie hatte die naive Vorstellung, dass der Adel abgeschafft werden sollte und die Jochums den Biederstedts eines Tages gesellschaftlich gleichgestellt sein würden. Sie las stän-

dig über die Französische Revolution, und Clemenceau, der radikale Bürgermeister vom Montmartre, war ihr größter Held.

Es klopfte an der Tür, und Klara eilte durch den Raum, um zu öffnen. «Karli, der Wagen ist da. Grete, wo ist der Rock deines Bruders?» Grete stand auf, um Karl in den Uniformrock zu helfen.

Karl beugte sich zu seiner Mutter hinunter, um ihr einen Kuss zu geben, und verabschiedete sich von Grete mit einem leichten Klaps auf den Po. «Du benimmst dich, junges Fräulein.»

Sigi begleitete ihn nach draußen und stellte die Schachteln mit den Süßigkeiten vorsichtig in den leeren Wagen. Karl sprang zu dem Kutscher hinauf auf den Bock. Er knallte mit der Peitsche, und die alte Stute trottete gemächlich die gepflasterte Straße hinunter.

Vor dem Haus wartete Sigi Jochum, bis der Wagen seinen Blicken entschwunden war. Er war stolz auf seinen Sohn, aber er hatte auch ein bisschen Angst um ihn. Karl schien es nicht als Hindernis zu betrachten, dass er nur von einfacher Herkunft war. Er und Grete glaubten offenbar, Ewald Graf von Biederstedt ebenbürtig werden zu können. Er spürte, wie Klara ihn am Arm fasste. «Komm rein, Sigi. Es ist noch einiges zu tun.»

Sigi schüttelte den Kopf. «Was wird aus unseren Kindern werden, Klara?»

Sie lächelte ihm verständnisvoll zu. «Sie sind noch jung, Sigi. Du wirst sehen, sie werden heiraten und eine Familie gründen und all ihre Flausen vergessen.»

«Abscheuliches Essen», stellte Gustav Kraus fest, schob die Reste eines Schweinekoteletts in kaltes Kartoffelpüree und legte Messer und Gabel auf den Teller. «Berlin ist angeblich die Hauptstadt Deutschlands, aber nirgendwo gibt es ein Restaurant, das etwas Essbares bietet. Wie kann der

Staat erwarten, ausländische Geschäftsleute herzulocken, wenn das die Einrichtungen sind, die er ihnen bietet?» Voller Missmut blickte er sich im Speisesaal des Hotels Konrad um, wo er während seines kurzen Besuchs in der Stadt abgestiegen war.

Auch sein Sohn Heinrich legte Messer und Gabel weg. Er war, wie Gustav, ein kräftiger Mann mit einem gesunden Appetit. Er wusste, als er sich in seinen Stuhl zurücklehnte, dass er in der Uniform der Ersten Brandenburgischen Garde eine blendende Figur machte. «Sogar das Essen in der Kaserne ist besser», pflichtete er bei. «Bist du in letzter Zeit mal in der Wilhelmstraße gewesen? Da schießen Neubauten, Botschaften und Paläste aus dem Boden. Und das Bankhaus Arendt hat eine neue Zentrale in der Behrendstraße eröffnet. Vielleicht sollten wir selbst ein Hotel bauen.»

Gustav betrachtete kritisch seinen Sohn. «Vielleicht hast du recht, aber Immobilien ist etwas, wovon ich nichts verstehe. Ich bin Ingenieur, mein Junge, vergiss das nicht. Und Kraus ist ein Bergwerks- und Industrieunternehmen. Damit haben wir unser Geld gemacht.»

Heinrich nickte, denn die Geschichte der Kraus-Werke erzählte sein Vater wieder und wieder. Gustav Kraus war Anfang zwanzig gewesen, als er durch seine Frau ein abgewirtschaftetes schlesisches Stahlwerk geerbt hatte. Er hatte die meisten Arbeiter an die Luft gesetzt und diejenigen weiterbeschäftigt, die billige Messerwaren herstellten. Binnen zwei Jahren erwirtschaftete die Firma wieder einen Gewinn und bekam den hochtrabenden neuen Namen Kraus-Werke. Seitdem hatte die Firma keine Rückschläge mehr erlitten, denn Kraus war zur richtigen Zeit am richtigen Ort gewesen – in der Stahlbranche im Zeitalter der Eisenbahn.

Er erhielt einen Staatsauftrag für Eisenbahnräder. Dann nahm er die Panzerung der verschiedensten Schiffs- und Fahrzeugtypen ins Programm und übernahm anschließend

die Kruppsche Idee einer Kanone aus Gusstahl. In den frühen 1870er Jahren wurde er offiziell zum Waffenlieferanten der deutschen Nation ernannt. Mit den Gewinnen erwarben die Kraus-Werke ein Riesenunternehmen im Ruhrgebiet und ein Chemiewerk in Berlin-Wedding.

«Nimm unser Werk in Wedding», fuhr Gustav fort. «Ich bin ein Wagnis eingegangen, als ich es vor zehn Jahren gekauft habe. Ich verstand nichts von Chemie. Viele hielten mich für verrückt, eine Fabrik zu kaufen, die Farben, Farbstoffe, Klebstoff und Bohnerwachs herstellte. Was will der alte Kraus damit anfangen, haben alle gesagt. Aber ich rechnete mir aus, dass es gewinnbringend wäre, selbst Sprengstoff zu produzieren, statt ihn zu kaufen. Und ich hatte natürlich recht. Einen schlaunen Schlesier kriegt keiner.»

Heinrich lächelte matt. In den zehn dazwischenliegenden Jahren war das Kraussche Chemieunternehmen derart gewachsen, dass es zu einem örtlichen Wahrzeichen geworden war. Viele Kilometer weit konnte man die hohen Schornsteine sehen, die schweflige, schwarze Rauchwolken ausstießen. Mehrere hundert Menschen fanden bereits dort Arbeit.

Das war allerdings nicht die Zukunft, wie Heinrich sie für sich sah. Er war stolz auf die Leistungen seines Vaters, weigerte sich aber, sich von ihnen einschränken zu lassen. Für ihn stand bereits fest, dass er ins Immobiliengeschäft einsteigen würde, in dem bestimmt eine Menge Geld zu verdienen war.

Er hatte auch noch andere Pläne, bei denen nach seinem Willen sein Militärdienst in Karlshorst eine nützliche Rolle spielen sollte. «Ewald Graf von Biederstedt und ich sind dabei, enge Freunde zu werden», erzählte er seinem Vater. «Wir hatten neulich Theaterkarten.» Er berichtete allerdings nicht, dass er die Zofe der Gräfin Bensheim ausgeführt hatte, während Biederstedt mit ihrer Herrin schlief.

«Graf Ewald ist ein Patenkind des Kaisers», sagte Gustav nachdenklich. «Seine Familie mag ja große Ländereien in Pommern besitzen, aber sie hat nicht unser Geld, Heinrich. Du tust gut daran, dich gut mit dem Grafen zu stellen.»

Heinrich wusste, dass Oberleutnant Ewald Graf von Biederstedt ihn als neureichen Emporkömmling betrachtete, als Bürgerlichen, der nicht wichtiger war als sein Bursche Karl Jochum oder seine Stute Elvira, aber er war entschlossen, dass dies nicht immer so bleiben sollte. «Graf Ewald hat drei Schwestern. Die beiden älteren sind bereits vergeben, aber Julia, die jüngste, ist erst dreizehn. Ich habe vor, sie zu heiraten, Vater.»

Bevor sein Vater antworten konnte, trat ein Ober an ihren Tisch. «Herr Konrad entbietet die besten Grüße, Herr Kraus, und lässt fragen, ob die Herren vielleicht einen Cognac trinken möchten. Selbstverständlich als seine Gäste.»

Mit Ekel blickte Heinrich auf die schmutzigen weißen Handschuhe des Obers. Als der Mann sich umdrehte, bemerkte er, dass seine Hose speckig glänzte. An den Zustand der Küche wagte er gar nicht zu denken.

Der Ober brachte ihnen zwei Cognacs. Ein bisschen schwappte auf die Tischdecke. Als Heinrich sein Glas ergriff, war der Inhalt eiskalt. Schaudernd versuchte er sich vorzustellen, er würde Julia von Biederstedt hierherbringen. Wenn er erst die Leitung der Kraus-Werke hatte, würde er in die Hotelbranche investieren, denn er war sicher, dort war viel Geld zu machen.

An einem milden Septembernachmittag im Jahre 1878, am Ende seines zweiten Jahres bei der Garde, stand Karl an der Leipziger Straße und blickte über den Potsdamer Platz. Das war nach seiner Überzeugung der Platz für das Café Jochum, denn hier schlug das Herz der Stadt. Vorsichtig bahnte er sich einen Weg durch das Gewirr der Pferde,

Kutschen und von Pferden gezogenen Omnibusse über den Platz.

Er blieb vor einem zurückgesetzten Gebäude stehen. Eine hohe Mauer mit mächtigen schmiedeeisernen Gittertoren schirmte den Vorgarten ab. Er spähte durch das Gitter, sah im Geist die Mauer niedergerissen, den Rasen mit Platten belegt und mit weißen Tischen belebt, die von bunten Gartenschirmen vor der Sonne geschützt wurden. Er sah die weit geöffnete große Eingangstür und die Menschen, die in das Café-Restaurant strömten, über dem CAFÉ JOCHUM stehen würde.

Die Rollläden des Hauses waren heruntergelassen, doch der Garten und das Äußere wirkten gepflegt. Er fragte sich, wem es gehören mochte. Wahrscheinlich einem Landjuncker, der selten nach Berlin kam. Er warf einen Blick auf das benachbarte Haus, in dem Loewe, der renommierteste Tabakwarenladen der Stadt, seine Geschäftsräume hatte. Er zögerte einen Augenblick, fasste sich ein Herz und ging hinein. Ein Verkäufer kam auf ihn zu und fragte: «Womit kann ich Ihnen dienen?»

«Ich möchte eigentlich gar nichts kaufen, sondern nur fragen, ob Sie wissen, wem das Haus nebenan gehört. Es sieht unbewohnt aus.»

«Es gehört, wie auch unser Geschäft, dem Herzog von Altweg. Der Herzog ist sehr alt und war schon seit Jahren nicht mehr in Berlin. Hat Ihr vorgesetzter Offizier Sie geschickt?»

«Ja, genau. Vielen Dank für die Auskunft.»

Karl verließ das Geschäft und ging durch die Leipziger und Wilhelmstraße nach Unter den Linden. Berlin wuchs unvorstellbar schnell. Überall wurden neue Straßen geplant und Häuser gebaut. Reiche Industrielle zogen in Luxuswohnungen am Tiergarten, in der Wilhelmstraße entstanden Prunkvillen, in der Behrend- und Kochstraße auf-

wendige Hauptsitze von Banken, Zeitungen und Versicherungen.

Mit einem Anflug enttäuschter Ungeduld blickte er die breite Allee Unter den Linden mit den inzwischen über zweihundert Jahre alten Bäumen entlang, die ihr den Namen gegeben hatten. Er war ein Kind Berlins, war in der Stadt aufgewachsen. Ihre und seine Zukunft waren untrennbar miteinander verknüpft. Er hatte Pläne - aber wie konnte er sie verwirklichen?

Geld, das war das Problem. Wie sollte er je ein Anwesen wie das am Potsdamer Platz kaufen können? Der Laden am Schlossplatz würde nie so viel Gewinn bringen, dass es für die Gründung eines Cafés Jochum reichte. Und die Ersparnisse, die er im Quartier in Karlshorst in einem verschlossenen Kasten unter dem Bett hortete, waren erbärmlich wenig angesichts der Ausgaben, die er plante. Er brauchte viel Geld - und zwar möglichst schnell.

Die Offiziere der Ersten Brandenburgischen Garde hatten beträchtliche Privateinkommen, die sie durch Spielen manchmal aufbesserten. Karl schlenderte Unter den Linden entlang und erwog das Für und Wider des Spielens. Man konnte dabei ein Vermögen gewinnen, aber auch ein Vermögen verlieren, wie viele Offiziere es bewiesen. Mit Schaudern dachte er an den Leutnant Eitel Tobisch. Sein Bursche hatte ihm erzählt, der Offizier habe inzwischen so hohe Schulden, dass er bald seinen Abschied nehmen müsse, und da sein Vater den Großteil seines Vermögens beim 73er Börsenkrach verloren hatte, würde er ihm nicht mehr helfen können.

Das Spielen in Form des Spekulierens mit Wertpapieren war noch problematischer, denn man war auf den Rat von Fachleuten angewiesen. Pferde, Karten und Aktien - das war alles gleich riskant. Karl blickte sich um. Er brauchte ein Spekulationsobjekt, das keine Risiken barg. Was würde mit Sicherheit im Wert steigen?

Er kam an einem Bauplatz vorbei, wo man gerade die Grube für das Fundament ausgehoben hatte. Es war sicher richtig, an den Kauf von Häusern zu denken, aber noch besser würde es sein, Land zu kaufen!

Er blickte zurück durch das Brandenburger Tor und sah im Geist die Felder an der Pappelallee, die sich westlich der Stadt bis Steglitz und Wilmersdorf erstreckten. Da Berlin immer größer wurde und neue Vororte entstanden, würde der, dem diese Felder gehörten, viel Geld machen. Karl beschloss, sich daran zu beteiligen.

Etwa eine Woche nachdem Karl Jochum seine weitreichende Entscheidung hinsichtlich seiner finanziellen Zukunft getroffen hatte, fand auf der Rennbahn in Karlshorst das Amateurrennen statt. Die Tribünen waren voll, denn die Berliner Gesellschaft war zum größten Ereignis der Rennsaison herbeigeströmt.

In weißen Reithosen, glänzenden schwarzen Stiefeln und einer scharlachroten und goldenen Rennjacke kam Leutnant Eitel Tobisch mit dem Rennsattel in der Hand aus dem Wiegeraum. Sein Pferd stand geduldig neben dem Stallburschen und wartete darauf, gesattelt zu werden. Der vierjährige braune Wallach Romeo war kräftig gebaut und hob stolz den Kopf, als der Stalljunge ihn vor den kritischen Zuschauern durch den Ring führte.

Eitel Tobischs Blick glitt über die Menge: Offiziere, viele von ihnen aus der Ersten Brandenburgischen, Geschäftsleute, Honoratioren und Damen mit großen Hüten. Wie viele von ihnen hatten ihr Geld wohl auf ihn und Romeo gesetzt?

Die Chancen hatten 20 gegen 1 gestanden, als sein Stalljunge Eitels Betrag auf Romeo gesetzt hatte, was bedeutete, dass er mit Sicherheit 20 000 Mark und das Preisgeld gewinnen würde, wenn er das Rennen für sich entschied. Es war natürlich gegen die Regeln, dass ein Jockey auf das

eigene Pferd wettete, aber Eitel Tobisch war am Ende. Sein Bursche hatte das Geld gesetzt, sodass niemand hinter sein Geheimnis kommen würde. Nicht einmal Isaak Arendt, der am Vortag mit erheblichen Bedenken Eitels Kredit um eben jene tausend Mark erhöht hatte in dem Glauben, der Offizier brauche sie für seine kranke Mutter.

Schweißperlen bildeten sich auf Eitels Stirn, und er merkte, wie ihm die Knie zitterten. Morgen würde das Bankhaus Arendt das Geld zurückbekommen, nicht nur diese tausend Mark, sondern auch einen großen Teil seiner übrigen Schulden. Und auch die Schulden bei seinen Offizierskollegen würde er begleichen können, einschließlich der fünftausend, die er Ewald von Biederstedt vom letzten Pokerspiel schuldete.

Er bestieg sein Pferd und kanterte den Kurs bis zum ersten Hindernis hinunter, um Romeo zu zeigen, was ihn erwartete. Dann schlossen sie zu den anderen Pferden auf. Unruhig blickte Eitel zu den übrigen Reitern. Nach seiner Einschätzung war in dem Feld nur ein Pferd, das es mit Romeo aufnehmen konnte: der Rotschimmel Zar Nikolaus, ein hervorragender Springer, aber auf den Flachstrecken nicht so schnell.

Die Pferde stellten sich zum Start auf. Die Namen der Teilnehmer wurden verlesen, die Hand des Starters senkte sich auf den Hebel, das Band schnellte in die Höhe, und das Rennen ging los.

Mindestens ein Dutzend Pferde lagen nach dem sechsten Hindernis vor Romeo, doch Eitel forcierte noch nicht, da er um die Gefahr wusste, sein Pferd zu früh zu fordern. Aus den Augenwinkeln konnte er Zar Nikolaus erkennen, der zu ihm aufschloss.

Sie flogen über die Hindernisse und den Wassergraben. Romeo meisterte alles mühelos. Vom Rand der Bahn hörte Eitel flüchtig rufen: «Romeo! Romeo!» Andere schrien: «Zar Nikolaus! Zar Nikolaus!»

In der Ferne waren jetzt schon die Tribünen zu erkennen. Der Zielpfosten war nicht mehr weit. Jetzt waren nur noch vier Pferde vor Romeo und Zar Nikolaus. Eitel schwang die Peitsche und murmelte durch die zusammengepressten Zähne: «Komm, mein Junge, komm!»

Alles geschah in Sekundenbruchteilen. Die vier Pferde bildeten vor dem Hindernis eine dichte Gruppe, und gerade als Romeo sich nach oben schnellte, scheute Zar Nikolaus und stieß mit ihm zusammen. Romeo stürzte zu Boden, und Eitel spürte, wie ihm die Zügel aus den Händen gerissen wurden.

Als er auf die Erde geschleudert wurde, hörte er das Trommeln der Hufe der anderen Pferde, die dem Ziel entgegenstrebten. Mit dem ganzen Gewicht fiel Romeos massiger Körper ihm auf die Beine. Er spürte einen bohrenden Schmerz und verlor das Bewusstsein.

Graf Ewald und Karl kehrten in gedrückter Stimmung vom Rennplatz zurück. Zar Nikolaus hatte den Unfall relativ unbeschadet überstanden, aber Romeo musste erschossen werden, während Eitel Tobisch ins Lazarett gebracht worden war, wo man noch immer an dem zertrümmerten Bein operierte.

«Er wird seinen Abschied nehmen müssen», sagte Graf Ewald, lehnte sich in seinem Sessel zurück und streckte die Beine aus, damit Karl ihm die Stiefel ausziehen konnte. «War ein verdammter Narr. Ist mir nie in den Sinn gekommen, dass er spielte, um seine Spielschulden zu begleichen. Wenn der Kaiser davon erfährt, ist der Teufel los. Am besten, der Mann hätte sich dabei umgebracht. So wie es aussieht, wird er sein ganzes Leben hinken, gesellschaftlich nirgendwo mehr akzeptiert sein und wahrscheinlich noch besessener spielen, um seine Schulden zu bezahlen.»

«Vielleicht hat er daraus gelernt, Herr Oberleutnant.»

«Das bezweifle ich. Einmal ein Spieler, immer ein Spieler. Tobisch wird sich nie ändern.» Er machte ein finsternes Gesicht. «Ich hoffe, es ist nichts nach Fürstenmark gedrun- gen. Wenn mein Vater erfährt, dass Tobisch mir fünftau- send schuldet, wird er rasend. Ich musste ihm versprechen, nicht zu pokern. Wahrscheinlich sperrt er nur den Wech- sel.»

Karl versuchte, sich einen Augenblick auszumalen, wie es sein musste, Graf Ewald zu sein und, ohne weiter nach- zudenken, fünftausend Mark abschreiben zu können. Gott sei Dank war sein eigenes Geld sicher verwahrt.

Als ob der Graf Gedanken lesen könnte, fragte er plötz- lich: «Was machst du mit deinem Geld? Du musst doch in- zwischen ein ganz schönes Sümmchen zusammenhaben. Ich vermute, du versteckst es wie alle Bauern unter der Matratze.» Als Karl nickte, knurrte er: «Mensch, eröffne ein Konto, damit du Zinsen bekommst. Warum nicht beim Bankhaus Arendt? Meine Familie ist seit mehreren Genera- tionen dort.»

«Das Bankhaus Arendt möchte sicher mit einem so klei- nen Konto wie meinem nicht behelligt werden, Herr Ober- leutnant.»

«Warum nicht? Gustav Kraus war ein Niemand, als er sein Konto eröffnete, und heute gehört ihm halb Schlesien, der größte Teil von Essen und ein guter Teil von Berlin, so- weit ich weiß.»

«Aber die Arendts beraten sogar Kanzler Bismarck, Herr Oberleutnant.»

Graf Ewald hob die Hand. «Ich gebe dir eine persönliche Empfehlung mit, Karl. Die Banken interessiert nicht, wer du bist. Sie sind daran interessiert, Geld zu machen. Herrn Arendt ist dein Konto, das ihm Geld einbringt, lieber als das von Leutnant Tobisch, das ihn welches kostet.»

Das Büro von Isaak Arendt im neuen Hauptsitz der Fami- lienbank hatte dunkle Eichenholzwände, an denen Porträts

seiner Vorfahren hingen. Das riesige Ölgemälde seines Urgroßvaters zeigte einen ziemlich kleinen, vornehmen Herrn in einem schwarzen Gehrock, mit dunklem Gesicht, tiefliegenden Augen, einer kräftigen Nase und Schläfenlocken. Isaak besaß offenbar kaum Ähnlichkeit mit ihm. Geistig war er ihm jedoch sehr ähnlich. Jakob Arendt war ein sehr entschlossener Mann gewesen, und das war Isaak ebenfalls.

Jakob Arendt hatte die Bank Ende des 18. Jahrhunderts gegründet. Der Sohn eines Kölner Schusters hatte mit einem Laden für Gebrauchtkleidung angefangen, war auf Geldverleih umgestiegen und schließlich Bankier geworden. Während er in Deutschland blieb, gründeten seine drei Söhne Arendt-Banken in London, Paris und Wien. Das Klopfen an der Tür schreckte Isaak aus seinen Gedanken auf.

«Herein», rief er.

«Der Soldat Karl Jochum», meldete ein Angestellter.

«Bitten Sie ihn herein», sagte Isaak Arendt.

Aufgeregt folgte Karl dem Angestellten in Isaak Arendts Büro. Der Bankier bedeutete ihm, Platz zu nehmen. Isaak Arendt sah nur wenig älter als er selbst aus, aber im Gegensatz zu ihm war er dunkel und schwächling. Das schwarze Haar, Schnurrbart und Backenbart waren akkurat geschnitten, und sein eleganter Anzug stammte offensichtlich von einem Hofschneider. Karl rutschte unruhig hin und her.

«Nun, Herr Jochum, womit kann ich Ihnen dienen?»

«Herr Oberleutnant Graf von Biederstedt hat mir geraten, bei Ihrer Bank ein Konto zu eröffnen.»

«Wir wären erfreut, Sie als Kunden begrüßen zu dürfen, Herr Jochum. Wenn Sie mir vielleicht einige Angaben über sich machen würden.»

Karl sah zu, wie der Bankier seine persönlichen Daten aufschrieb. Er erzählte, wie sein Vater kurz nach 1850 von Wien nach Berlin gezogen war, von dem Geschäft am Schlossplatz und seinem eigenen Militärdienst. Die Formalitäten waren erledigt, die zu hinterlegende Summe über-

geben, und nachdem Karl zwei Unterschriftenproben geleistet hatte, lehnte sich der Bankier in seinem Sessel zurück. «Das klingt sehr erfreulich, Herr Jochum. Beabsichtigen Sie, bei der Ersten Brandenburgischen Garde zu bleiben?»

Karl schüttelte den Kopf. «Nein, Herr Direktor. So ehrenvoll es ist, Seiner Majestät dem Kaiser und dem Herrn Oberleutnant zu dienen, werde ich die Armee doch verlassen, wenn die drei Jahre um sind. Das ist in etwa einem Jahr der Fall.»

«Wollen Sie Ihrem Vater im Geschäft helfen?»

Karl biss sich auf die Lippe. Es schien noch zu früh, seine hochfliegenden Pläne zu enthüllen, doch wenn der Augenblick kam, sie zu verwirklichen, würde er die Hilfe dieses Mannes brauchen. Er entschied sich schnell und intuitiv. «Eine Weile noch, Herr Direktor, doch ich habe nicht vor, den Rest meines Lebens Konditor zu bleiben. Ich habe den Ehrgeiz, ein Café-Restaurant zu eröffnen.»

«Auf Ihrem Grundstück am Schlossplatz?»

«Das ist nur gemietet und sehr klein, Herr Direktor. Ich möchte die Eigentumsrechte an einem sehr viel größeren Anwesen erwerben, mit Terrasse und großem Speisesaal.»

«Haben Sie schon einen Platz im Auge?»

«Am Potsdamer Platz steht ein Haus, das ideal wäre. Es gehört dem Herzog von Altweg und steht nicht einmal zum Verkauf. Dort müsste das Café Jochum sein.» Er machte eine Pause und fügte hinzu: «Wenn ich es mir leisten könnte.»

«Kommen Sie wieder her, wenn Ihre Dienstzeit zu Ende ist. Banken nehmen nicht nur Geld an. Sie verleihen es auch – für das richtige Vorhaben. Es ist durchaus möglich, dass das Café Jochum eins davon ist.»

«Es wird ein sehr schönes Café», platzte Karl heraus. «Ich weiß genau, wie es aussehen soll, und auch, welche Kundschaft ich dort haben will. Es wird das beste Café-Re-

staurant in Berlin sein. Eines Tages wird sogar der Kaiser dort speisen.»

Isaak Arendt erhob sich. «Es war mir ein Vergnügen, Sie kennenzulernen, Herr Jochum.» Er zeigte auf das Bild des alten Mannes mit den Schläfenlocken und dem wallenden, weißen Bart. «Das war mein Urgroßvater, Jakob Arendt, der Gründer dieser Bank. Er hat in einem kleinen, schmutzigen Zimmer in Köln angefangen. Sein Enkel, mein Vater, ist heute der Finanzberater des Kanzlers Otto Fürst von Bismarck. Wenn Sie für Ihre Träume arbeiten wollen, können sie wahr werden. Wenn Sie an sich glauben, werden andere auch an Sie glauben.»

Karls militärische Laufbahn erreichte im Frühsommer 1879 ihren Höhepunkt, als der Kaiser die Absicht bekundete, Karlshorst mit seinem Enkel Wilhelm einen Besuch abzustatten. Wochen vor dem Besuch des «Obersten Kriegsherrn» war die ganze Garnison in Aufregung.

Um diesem großen Ereignis beizuwohnen, kündigte die Familie Graf Ewalds eine ihrer seltenen Reisen nach Berlin an. Der Oberleutnant nahm diese Nachricht alles andere als freudig auf. «Das ist ja zum Wahnsinnigwerden!», rief er, während Karl nach dem gestrigen Pokerabend aufräumte. «Meine Mutter tut immer so, als ob ich noch in den Windeln läge, und mein Vater erwartet, dass ich über jeden ausgegebenen Pfennig Rechenschaft ablege. Arrangements für das Wiedersehen von Familie und Freunden müssen getroffen werden, einschließlich mehrerer passender junger Damen, von denen ich dann eine heiraten soll.»

«Möchten der Herr Oberleutnant denn nicht heiraten?»

«Warum, wenn mir das Alleinsein so viel Spaß bringt? Mein Vater sorgt sich natürlich um einen Erben, aber ich meine, dafür ist noch Zeit. Eine Frau, egal, welche, ist eine Belastung, und Kinder zehren an den Gefühlen. Nein, bei fünf Geschwistern habe ich genug Familienleben mitbe-

kommen, um zu wissen, das ist nichts für mich. Was meinst du, Karl? Ich nehme an, du möchtest heiraten und Kinder in die Welt setzen. Das machen doch die Bauern so.»

Karl hatte sich an die Arroganz seines Vorgesetzten längst gewöhnt. «Eines Tages hoffe ich zu heiraten, Herr Oberleutnant, aber ich bezweifle, dass das bald sein wird. Ich glaube nicht, dass ich in der nächsten Zukunft viel Zeit für Frauen haben werde.»

Der Graf lehnte sich in seinem Sessel zurück. «Du amüsiert mich, Karl. Wann wirst du begreifen, dass Frauen das Einzige im Leben sind, wofür es sich lohnt, Zeit zu haben? Was gibt es außer Frauen und Pferden sonst noch? Nichts habe ich mir jemals sehnlicher gewünscht, als so viele Frauen wie möglich, einen Vollblutstall und vielleicht ein gutes Scharmützel mit den Franzosen. Bezweifle, dass ich das jetzt nach Bismarcks Friedenskongress je auch nur zu sehen bekomme.»

Karl selbst war erleichtert, dass die Unruhen auf dem Balkan friedlich beigelegt worden waren, denn ein Krieg hätte seine Pläne stark beeinträchtigt. Für die jungen Offiziere wie den Grafen, das wusste er, bedeutete Krieg Aufregung und auch die Chance zur Beförderung. In Friedenszeiten konnte es fünf Jahre dauern, bis ein Leutnant Oberleutnant wurde und weitere sechs bis zum Hauptmann. «Preußen steht in dem Ruf, kriegerisch zu sein, Herr Oberleutnant. Vielleicht gar nicht schlecht für uns, wenn wir zeigen, dass wir auch in Frieden mit unseren Nachbarn leben können.»

«Wirst du philosophisch, Karl? Du würdest dich gut mit meiner jüngsten Schwester Julia verstehen. Sie sagt immer Dinge, die mich trösten sollen.» Ewald lächelte. «Wenigstens etwas, worauf ich mich freue - Julia wiederzusehen. Flottes kleines Ding!»

Als Karl am nächsten Tag auf dem Exerzierplatz stillstand, vergaß er augenblicklich die von Biederstedts und

sogar sein Café. Gleich den Hunderten von Soldaten, die in Reih und Glied neben ihm standen, sah er nur zwei Personen – den Kaiser und seinen Enkel, die in Galauniform zu Pferd die Parade abnahmen. Als Karls Regiment, Augen rechts, an seinem obersten Feldherrn vorbeimarschierte, platzte Karl fast vor Stolz.

Er kam schnell auf die Erde zurück, als er am Nachmittag an der Tür des Quartiers seines Oberleutnants stand und die Familie von Biederstedt hoheitsvoll an ihm vorbeirauschte. Die bei weitem respektheischendste war Ewalds Mutter, die Gräfin Christina. Eine stattliche Dame mit weiten, wallenden Röcken, inspizierte sie die Zimmer kritisch durch ihre Lorgnette. Ihr Gatte, Graf Friedrich, war ebenfalls kräftig, hatte einen buschigen, roten Backenbart und ein vom Wetter geriebtes Gesicht.

Drei ihrer Kinder hatten sie mitgebracht: Irina, Johann und Julia. Irina war das Ebenbild ihrer Mutter und bereits verlobt. Johann ähnelte mehr seinem Vater und gefiel Karl weit besser. Karl wusste, dass Johann hoffte, eines Tages Fürstenmark zu übernehmen.

Nur eine aus der Familie schien etwas mit Ewald gemein zu haben – Julia. Sie war erst vierzehn, doch es war unmöglich, ihre kecken Locken, die lebhaften Züge und die flinken, braunen Augen zu übersehen. Karl verlor auf der Stelle sein Herz an sie. Nur sie lächelte ihm zu und nahm seine Gegenwart zur Kenntnis, dankte ihm, als er ihr den Mantel abnahm, ihren Stuhl zurechtrückte und ihr eine Erfrischung anbot.

Die Unterhaltung drehte sich zunächst natürlich um den Kaiser und die Parade. Graf Friedrich wollte Genaueres über die Offiziere wissen, die an dem Tag die Garnison verließen. Die Gräfin verstärkte ihre Suche nach Spuren eines ausschweifenden Lebenswandels. Irina saß schweigend da, und Johann spielte mit seinen Jackenknöpfen. Julia verschlang die belegten Brötchen mit gar nicht damenhaft-

ter Hast und rief: «O Ewald, bitte überrede Mama, dass ich heute Abend mit zum Ball darf.»

Ewald lächelte ihr liebevoll zu. «Du weißt doch, dass es unmöglich ist. Erst wenn du dein Debüt gegeben hast wie Irina, kannst du Garnisonsbälle besuchen.»

Gräfin Christina ignorierte beide. «Die Gräfin Waldheim wird heute Abend anwesend sein, Ewald. Du hast auf sie und Rosalinde offenbar einen sehr günstigen Eindruck gemacht.»

«Rosalinde hat eine Warze auf der Nase und dicke Fesseln», erwiderte Ewald.

«Ewald!» Seine Mutter richtete sich kerzengerade auf. Ihre Nasenflügel bebten. «Niemand hat von dir eine persönliche Bemerkung verlangt.»

«Mama, du sprichst über eine sehr persönliche Seite meines Lebens. Erstens möchte ich nicht heiraten, und zweitens werde ich keine hässliche Frau heiraten.»

Graf Friedrich knurrte unwillig, und die beiden älteren Geschwister rutschten unruhig auf ihren Stühlen hin und her. Karl holte tief Luft, und zum ersten Mal gab die Gräfin zu erkennen, dass sie ihn bemerkt hatte. «Das ist kein Thema, das wir vor den Bediensteten besprechen sollten», sagte sie kalt.

Sogar Karl bekam am Abend frei, nicht um zum Offiziersball zu gehen, sondern zu einem Fest in den Mannschaftsräumen, mit Freibier und ohne Wachdienst. Dieses eine Mal gab sich Karl ganz dem Vergnügen hin.

Dem Stöhnen überall nach zu urteilen, war er nicht der Einzige, der sich am nächsten Morgen wie gerädert vorkam. Sein Kopf dröhnte, die Glieder schmerzten, und die Zunge fühlte sich dick und geschwollen an. Sich im Bett aufzurichten war äußerst unangenehm, das Aufstehen noch schlimmer. Er zog die Uniform an und schwankte zu den Waschräumen, um den Kopf in eine Schüssel voll kaltes

Wasser zu tauchen. Den letzten Krug Bier hätte er keinesfalls mehr trinken sollen.

Mit glasigen Augen überquerte er den Hof, gespannt, wie es dem Grafen gehen mochte. Machte Champagner auch so einen Brummschädel wie Bier?

Das Erste, was Karl im Offiziersquartier auffiel, waren die Schrankkoffer der scheidenden Offiziere, die vor den Türen standen, um später zum Bahnhof gebracht zu werden. Burschen, denen offenbar genauso schlecht war wie ihm, ordneten stumm das Gepäck ihrer Offiziere.

Er betrat das Zimmer des Grafen, holte heißes Wasser und bereitete das Rasierzeug seines Herrn vor – Rasiermesser, Streichriemen und trockene Handtücher. Dann klopfte er leicht an die Schlafzimmertür und öffnete. Was er sah, schockierte ihn zutiefst. Auf dem Boden schlängelte sich ein Paar Seidenstrümpfe. Unterröcke und Damenunterwäsche waren über einen Stuhl geworfen. Die Galauniform des Grafen, sein Degen und sogar der Tschako lagen in einem Haufen vor der Garderobe. Was aber am schlimmsten war: In dem Einzelbett lagen, von den Laken kaum verhüllt, zwei nackte Körper – der Oberleutnant und eine rothaarige Frau. Wie vom Donner gerührt starrte Karl einen Augenblick auf die erste nackte Frau, die er sah. Ihr Haar bedeckte das Kissen. Der Körper mit den vollen Brüsten lag eng an den Grafen geschmiegt; ein Arm war um seine behaarte Brust geschlungen. Beide schliefen fest.

Entsetzt erkannte Karl die Ungeheuerlichkeit des Vergehens seines Herrn. Der Graf mochte der Erbe der von Biederstedtschen Besitzungen und Patensohn des Kaisers sein, aber beides würde ihn nicht davor bewahren, vor ein Ehrengericht gestellt und unehrenhaft entlassen zu werden, wenn entdeckt wurde, dass er die Nacht in seinem Quartier mit einer Frau verbracht hatte. Als Karl jetzt das Gesicht der Dame betrachtete, erkannte er in ihr die Schwester eines der Offizierskollegen des Oberleutnants.

Er stellte das Rasierzeug auf die Marmorplatte der Frisierkommode. Wenn sie erwischte würde, wäre ihr Ruf ruiniert, und wahrscheinlich müsste auch ihr Bruder seinen Abschied nehmen. Karl drehte den Schlüssel der Schlafzimmertür und trat ans Bett. «Herr Oberleutnant, aufwachen, bitte!»

«Jochum, lass mich. Ich schlafe», lallte Graf Ewald.

Die junge Frau fuhr auf und sah Karl entsetzt an. Hastig griff sie zum Laken, um ihre Blöße zu bedecken. «Was machen Sie hier?» Sie blickte sich in dem fremden Zimmer um und wurde sich langsam ihrer furchtbaren Lage bewusst. «Wie viel Uhr ist es?», flüsterte sie.

«Es ist gleich acht, gnädiges Fräulein.»

«Ewald!»

Die junge Frau packte den Grafen an den Schultern, schüttelte ihn. «Ewald, Ewald! Es ist acht Uhr. Ich muss nach Hause. Wenn meine Eltern merken, dass ich nicht da bin, rufen sie die Polizei.» Flehend blickte sie Karl an. «Was soll ich tun?»

«Falls ich mir den Rat erlauben darf, sollten gnädiges Fräulein sich zuerst anziehen», sagte Karl und verließ das Zimmer.

Während Karl wartete, dass sich das Paar anzog, zermarterte er sich den Kopf, wie man den Besuch des Oberleutnants unbemerkt aus der Kaserne bringen könnte. Die Dame konnte unmöglich einfach hinausgehen; die Wache hätte sie sofort entdeckt. Wenn sie sich als Mann verkleidete, als Bursche vielleicht? Wenn nicht zu viele Menschen in der Nähe waren, konnte sie unbemerkt passieren.

Vorsichtig öffnete Karl die Tür. Es war nur ein Mensch zu sehen, aber der hätte nicht unpassender sein können, denn es war Unteroffizier Heinrich Kraus. Wenn jemand einen Fremden erkannte, dann Kraus.

Kraus kam ungewöhnlich leutselig näher. Die kleinen Augen blickten klar, zeigten keine Anzeichen einer durch-

zechten Nacht. Richtig, Kraus betrachtete sich ja als über den anderen Unteroffizieren stehend und hatte bestimmt nicht mit ihnen gefeiert. Er war wahrscheinlich der einzige Mann in Karlshorst, der um zehn ins Bett gegangen war und geschlafen hatte. «Morgen, Jochum. Irgendwas nicht in Ordnung?»

Karl zwang sich zur Ruhe, stand stramm und erwiderte: «Nein, Herr Unteroffizier, alles in Ordnung.»

«Ich bin zufällig vorbeigekommen und habe mich gefragt, wie es der Familie des Herrn Oberleutnants geht. Sie ist doch in Berlin?»

«Jawohl, Herr Unteroffizier. Es schien ihnen gutzugehen, als sie gestern hier waren.»

«War auch die Komtesse Julia dabei?», wollte Kraus wissen.

«Jawohl, Herr Unteroffizier, sie war hier», entgegnete Karl knapp.

«Sie wohnen in der Wilhelmstraße?»

In dem Augenblick kam Karl der rettende Gedanke. Als er an dem stämmigen Unteroffizier vorbeischaute, fiel sein Blick wieder auf die Schrankkoffer, die dort standen und zum Bahnhof gebracht werden sollten. Koffer, groß genug, eine Dame zu transportieren, die hinausgeschmuggelt werden musste. «Jawohl, Herr Unteroffizier, sie sind in der Wilhelmstraße. Ich packe gerade einige Sachen von Herrn Oberleutnant zusammen, die mit nach Fürstenmark sollen.»

«Ich werde dabei helfen», sagte Unteroffizier Kraus unerwartet.

«Ich wäre dem Herrn Unteroffizier sehr dankbar, wenn Herr Unteroffizier mir helfen könnte, den Schrankkoffer zum Wagen zu tragen.»

Fünf Minuten später wankten die beiden Männer die Treppe hinunter und über den Hof zum Tor, wo bereits ein beladener Wagen wartete. Heinrich Kraus lief der Schweiß

über das gerötete Gesicht, und auch der kräftige Karl hatte weiche Beine.

«Wo soll'n die hin?», fragte der Kutscher, während Kraus sich eiligst verdrückte.

«Nach Berlin.»

«Ich hab keene Order bekommen, Sachen in die Stadt zu bringen», murrte der Kutscher. Karl griff in die Tasche und drückte ihm ein Geldstück in die Hand. Die Miene des Kutschers hellte sich auf. «Wo soll det Ding hin?» Karl flüsterte ihm etwas ins Ohr, und er grinste. «Mir is et ejal. Hoffe nur, det nich so velle Leute in'n Tierjarten sind und mitkriegen, det da 'ne Dame rauskommt.»

«Wir verlassen uns auf Ihre Verschwiegenheit. Das ist eine wichtige Sache. Es stehen Menschenleben auf dem Spiel.»

Der Kutscher zuckte die Achseln, kletterte auf den Bock, machte die Zügel los und knallte mit der Peitsche. «Hüa!»

Die Wache am Tor beachtete den Wagen nicht, der wie andere beladen die Kaserne verließ. Karl schaute ihm nach, bis er mit seiner menschlichen Fracht nicht mehr zu sehen war, und ging langsam ins Quartier zurück.

Ein bleicher Oberleutnant erwartete ihn. «Ist sie weg?»

Karl nickte. Jetzt, wo die Geschichte vorbei war, dröhnte ihm der Kopf wieder, und er fühlte sich gar nicht gut.

«Wie hast du den Koffer nach unten bekommen, Karl?»

«Unteroffizier Kraus war so freundlich, mir zu helfen, Herr Oberleutnant.»

«Kraus? Anständig von ihm. Und du hast gesehen, wie der Wagen abgefahren ist?»

«Jawohl, Herr Oberleutnant.»

«Karl, wenn ich dir jemals einen Dienst für das erweisen kann, was du heute für mich getan hast, brauchst du nur darum zu bitten.» Ermattet sank der Graf auf einen Stuhl. «Gott, war ich ein Esel! Wenn irgendjemand entdeckt hätte, dass diese unglückselige Person hier die Nacht verbracht

hat, wäre meine Karriere beendet gewesen, mein Vater hätte mich enterbt, und ich müsste mir wie Tobisch meinen Lebensunterhalt am Spieltisch verdienen.»

«Ich freue mich, dass ich Herrn Oberleutnant dienlich sein konnte. Bitte mich jetzt entschuldigen zu dürfen, ich muss an die frische Luft. Ich fühle mich nicht gut.»

Ende September des gleichen Jahres polierte Karl die Stiefel seines Herrn zum letzten Mal. Er sagte der schwarzen Stute Elvira Lebewohl. Sein Koffer war schon gepackt. Die drei Jahre bei der Ersten Brandenburgischen Garde waren zu Ende. Bis zum fünfundvierzigsten Lebensjahr würde er jeden September zwei Wochen Reservedienst leisten müssen, aber falls nicht ein Krieg ausbrach, war sein Militärleben vorbei.

In Zivilkleidung stand er an der Tür von Graf Ewalds Quartier und salutierte. «Ich bin gekommen, um mich von Herrn Oberleutnant zu verabschieden.»

Er empfand echte Trauer. Er war ungehobelt und ohne Lebensart zum Militär gekommen. Jetzt konnte er sich wie ein Herr benehmen. Sein Gang hatte etwas Knappes, Präzises bekommen. Sein voller Schnauzbart war ordentlich gewichst und gebogen. Die blauen Augen blickten fest und sicher in die Welt. Bei Graf Ewald hatte er Ehrerbietung gelernt, aber keine Unterwürfigkeit. Dank seinem Mentor war Karl Jochum ein Mann geworden.

Der Graf blickte ernst. «Karl, ich bedaure, dass du gehst. Ohne dich wird es irgendwie nicht mehr das Gleiche sein.»

«Ich denke, dass wir uns wiedersehen, Herr Oberleutnant.»

«Aber ja doch! Ich werde dich in deinem Café besuchen. So etwas braucht die Stadt, ein anständiges Restaurant, wo Offiziere behaglich speisen können. Und richte ein paar private Speisezimmer ein, verstehst du?»

Karl lächelte, denn er kannte den Wunsch von Herren wie Graf Ewald, mit einer Dame unbehelligt von den Blicken der Öffentlichkeit zu speisen. «Jawohl, Herr Oberleutnant.»

Der Graf ging hinüber zu seinem Schreibtisch und holte einen Briefumschlag aus seiner Schublade. «Ich bin dir sehr dankbar, Karl, für alles, was du für mich getan hast. Ich hoffe, du nimmst dieses kleine Geschenk als Zeichen meiner Wertschätzung an.»

Karl schüttelte eigensinnig den Kopf. «Es war mir ein Vergnügen, Herrn Oberleutnant zu dienen. Ich möchte kein Geschenk.»

«Es ist nur ein Scheck. Zum Teufel, wenn du nicht gewesen wärst, hätte ich vielleicht meinen Abschied nehmen müssen.»

«Ich freue mich, Herrn Oberleutnant zu Diensten gewesen zu sein.»

Die beiden Männer sahen sich einen Augenblick an, dann warf der Graf den Umschlag auf den Tisch. «Karl», rief er und schlug ihm auf den Rücken, «du bist wirklich ein fabelhafter Kerl, auch wenn du ein Bauer bist! Aber wenn du schon nicht mein Geld nimmst, erlaubst du mir wenigstens, dir auf andere Art zu helfen, etwa das Haus Jochum neuen Offizieren hier in Karlshorst zu empfehlen?»

«Eine Empfehlung ist das größte Geschenk, das Herr Oberleutnant mir machen können.»

[...]